

Vom Heldendenkmal zum Mahnmal

Vortrag im Ratssaal des Ratzeburger Rathauses am 28. Februar
2017

Die Ausstellung „Neue Anfänge...“

Der heutige Vortrag gehört zum Begleitprogramm der Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945? – Wie die Landeskirchen Nordelbiens mit ihrer NS-Vergangenheit umgingen“. Die Ausstellung haben wir vor vierzehn Tagen im Dom eröffnet, und sie ist noch bis zum 21. März 2017 dort zu sehen.

Das „lokale Fenster“ dieser Ausstellung beschäftigt sich mit den Denkmälern in unserem Kreis Herzogtum Lauenburg, die Bezug nehmen auf Krieg und Gewaltherrschaft. Die Tafeln, die dort gezeigt werden, sind Teil einer sehr viel umfangreicheren Ausstellung, die ihrerseits zu der Veranstaltungsreihe „**Unbequeme Denkmäler**“ gehörte.

Unter diesem Titel fanden in den Jahren 2012 bis 2014 kreisweit Vorträge, Diskussionsabende, Ausstellungen und verschiedene Projekte statt. Getragen vom Heimatbund und Geschichtsverein Herzogtum Lauenburg, dem Lauenburgischen Kunstverein und dem Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg fanden sich in dieser Reihe weitere Kooperationspartner zusammen, darunter der Möllner Verein Miteinander Leben, das Ratzeburger Bündnis gegen rechts, die Lebenshilfe Mölln-Hagenow und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Die Reihe „Unbequeme Denkmäler“ hatte sich zum Ziel gesetzt, Denkmäler als „Steine des Anstoßes“ zu begreifen, das Verhältnis von

Geschichte und Gegenwart zu thematisieren und einen besonderen Blick auf die **Gedenk- und Erinnerungskultur unseres Kreises** zu richten.

Die begleitende Ausstellung ist im Laufe der Zeit immer weiter gewachsen, bis sie schließlich mehr als 60 Tafeln umfasste. Im Mai 2015 wurde sie im „Mahnmal Kilian Bunker“ in der Landeshauptstadt Kiel präsentiert.

Ich möchte am heutigen Abend anhand ausgewählter Beispiele aus unserem Kreisgebiet den Wandel betrachten, den unsere Erinnerungskultur im Hinblick auf den Umgang mit Krieg und Gewaltherrschaft vollzogen hat. Eine Untersuchung aus jüngerer Zeit hat diesen Wandel am Beispiel des Volkstrauertages untersucht. Alexandra Kaiser hat in ihrer Arbeit mit dem Titel „Von Helden und Opfern. Eine Geschichte des Volkstrauertages“ (Frankfurt/M. 2010) den Volkstrauertag als „entscheidenden Kristallisations- und Knotenpunkt der kollektiven Erinnerung in Deutschland im 20. Jahrhundert überhaupt“ gewertet. Gleiches kann für die Kriegerdenkmäler gelten – auch an ihnen lassen sich wesentliche Grundzüge des öffentlichen Umgangs mit Krieg und Massensterben im 20. Jahrhundert bis ins 21. Jahrhundert hinein nachzeichnen.

Diese Denkmäler haben eine doppelte Funktion. In ihrer **individuellen Funktion** dienen sie der „Kompensierung des Schmerzes der Hinterbliebenen“, sollen Trost spenden und Erinnerung an die verstorbenen Hinterbliebenen wach halten. In ihrer **politischen Funktion** dienen sie einer Sinnggebung für die Gesellschaft:

„Kriege, in denen planvoll getötet und grausam gestorben wird, fordern die Sinnstiftungsleistung des Kollektivs der Überlebenden auf ganz besondere Weise heraus.“ (Kaiser 2010, 12)

In fast jeder größeren Gemeinde unseres Kreises findet man Denkmäler für die gefallenen Soldaten der beiden Weltkriege. Seltener sind Denkmäler für die Gefallenen des Krieges von 1870/71 oder der napoleonischen Kriege.

In vielen Orten wurden diese Kriegerdenkmäler im Ortsmittelpunkt aufgestellt, häufig entdeckt man sie auf den Kirchhöfen, seltener an markanten Punkten in der umgebenden Landschaft. Die Denkmäler finden heute nur noch wenig Beachtung, lediglich am Volkstrauertag werden dort Kränze niedergelegt und Gedenkfeiern abgehalten.

Vermutlich gehören diese Denkmäler für die meisten Menschen so selbstverständlich zum Ortsbild, dass man nach ihrer Geschichte nicht mehr fragt. Hinzu kommt, dass immer weniger Menschen leben, die zu den Soldaten, an die erinnert wird, noch persönliche oder familiäre Beziehungen haben.

Die Gestaltung, die Texte und die Symbolik der Denkmäler sowie die historischen Umstände ihrer Aufstellung stoßen selten auf Interesse - Denkanstöße geben sie kaum. Dabei sind sie durchaus geeignet, Auskunft darüber zu geben, welcher Sinn den beiden Weltkriegen und ihren Opfern von den Überlebenden beigelegt wurde. Sie lassen Aussagen über das nach den beiden Weltkriegen vorherrschende offizielle Geschichtsbild zu.

Zur Geschichte der Kriegerdenkmäler

Denkmäler, auf denen die Namen gefallener Soldaten aufgeführt werden, sind ein **Phänomen der Neuzeit** (*George L. Mosse, Gefallen*

für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben. Stuttgart 1993). Durch die französischen **Revolutionskriege**, die den Typus des **“Bürger-Soldaten”** hervorbrachten, erfuhr der Soldatenberuf eine neue Bewertung.

Im 18. Jahrhundert war das Gedächtnis der Kriegstoten noch dem Ruhm der Herrscher untergeordnet. Der soziale Status der für Sold dienenden Soldaten war gering. Eine besondere Rolle bei dieser **Neubewertung des Soldatenberufs** spielten die Intellektuellen, die als Kriegsfreiwillige in die Heere eintraten und ihre Vorstellungen als Autoren weiter verbreiteten. In Deutschland übernahmen die kriegsfreiwilligen Dichter in den **Freiheitskriegen gegen Napoleon** eine wichtige Rolle bei der Bildung eines Nationalbewusstseins.

In der Verbindung von nationalem und religiösem Gedankengut wurde der Kriegstod zu einem **Opfertod** und die Gefallenen zu **Märtyrern der Nation**. Es entstand ein Kult um die Gefallenen, der vor allem einer **öffentlichen Selbstdarstellung der Nation** diene.

“Der neue Status des Soldaten zog den Gefallenenkult und schließlich die Gleichstellung des einfachen Soldaten wenn nicht im Leben, so doch im Tod nach sich”. (*Mosse, 48*).

Die Kriegerdenkmäler lassen sich in vier Kategorien einteilen, die die historische Entwicklung verdeutlichen (Meinhold Lurz, S. 39-41).

Zunächst wurden **Denkmäler nur für die kriegführenden Fürsten** errichtet. Neben diesen Denkmälern für die Herrscher “kam nach dem Siebenjährigen Krieg durch Stiftungen des preußischen Königs Friedrich II. ein neuer Denkmalstyp auf. Er stiftete seinen **verdienten Generälen** in Berlin Standbilder. In den Heerführern wurde stellvertretend aller Soldaten gedacht, der Überlebenden und der Toten.” (Lurz 39)

Mit den **Nationalstandbildern** entstand ein dritter Denkmalstyp, der **nur die Herrscher und die führenden Generäle** nennt, während die Namen der Gefallenen fehlen.

Einen Übergang bildet das "Hessendenkmal" in Frankfurt am Main von 1793: "Hier wie dort stand der Herrscher am Anfang der Widmung. Nur wurde beim Hessendenkmal der Gefallenen namentlich gedacht. Auch gemeine Soldaten befanden sich unter den aufgelisteten Toten." (Lurz 39)

Der vierte Denkmalstyp, das "**Individualdenkmal**" mit namentlicher Erwähnung der einfachen Soldaten, dominierte immer mehr, bis er schließlich fast als einziger übrig blieb.

Etwas später veränderte sich auch der **Umgang mit den Kriegstoten** selbst, für die es bis in das 19. Jahrhundert hinein keine besonderen Friedhöfe gab, wenn sie denn überhaupt bestattet und nicht einfach in **Massengräbern** verscharrt wurden.

Im **deutsch-französischen Krieg von 1870/71** entstand ein **erster deutscher Soldatenfriedhof**, aber "Soldatenfriedhöfe waren nicht die einzigen Gedenkstätten für die Gefallenen, Kriegerdenkmäler auf öffentlichen Plätzen und zivilen Friedhöfen kamen nach den Revolutionskriegen und den napoleonischen Feldzügen zunehmend in Gebrauch." (Mosse, 60)

Hier im Kreis Herzogtum Lauenburg finden wir einige Denkmäler, die an die Freiheitskriege gegen Napoleon erinnern. Diese Denkmäler sind allerdings erst im späteren 19. Jahrhundert errichtet worden.

Für die Gefallenen des deutsch-französischen Krieges ist ein „Landeskriegerdenkmal“ in Mölln aufgestellt worden. Bis 1939 stand es mitten in der Stadt am Bauhof, ehe es dann ins Hohe Holz, an seiner heutigen Ort, versetzt wurde.

Geänderte Deutungen

Der **Erste Weltkrieg** konfrontierte die Menschen mit der Erfahrung des Massentodes. Der Krieg im Zeitalter der Technik war an der Westfront über Jahre als Stellungen- und Grabenkrieg geführt worden, in dem der Tod allgegenwärtig war. Die großen Schlachten des Ersten Weltkriegs forderten innerhalb weniger Stunden oft Tausende von Opfern.

(„Zwischen 1914 und 1918 starben mehr als doppelt so viele Menschen wie in allen größeren Kriegen zwischen 1790 und 1914 zusammengenommen.“ Kaiser 2010, 12)

Die bisherigen Symbole und Deutungsmuster griffen nicht mehr - Neue Symbole und Rituale müssen gefunden werden (Beispiel: Das Grabmal des Unbekannten Soldaten).

In Deutschland war die Trauer um die getöteten Soldaten gleichzeitig verbunden mit der Erinnerung an eine Niederlage.

Das **Kriegserlebnis** wurde zu einem **Mythos** geformt, der das Sinnhafte des Kampfes und der Opfer hervorheben sollte:

“Die Erinnerung an den Krieg wurde zu einem heiligen Erlebnis umgedeutet, das der Nation eine neue Tiefe der religiösen Empfindung gab und überall präsenste Heilige und Märtyrer, Stätten nationaler

Andacht und ein zum Nacheifern aufforderndes Erbe lieferte.” (Mosse, 13) Der **Gefallenenkult** wurde zu einem zentralen **Bestandteil nationaler Selbstdarstellung** und entwickelte besonders in Deutschland eine gewaltige politische Wirkung.

Das Ideal der Kameradschaft wurde auf die ganze Nation ausgedehnt. Die Gedächtnisfeiern an den Ehrenmälern auf öffentlichen Plätzen betonten den **Vorbildcharakter der Gemeinschaft der Frontsoldaten**. Im besiegten Deutschland wurde die “Volksgemeinschaft”, aus der heraus die Nation zu neuer Stärke erwachen sollte, zum Vermächtnis, das die Gefallenen den Überlebenden hinterlassen hatten.

Die allerorts errichteten Denkmäler trugen dazu bei, diesen Sinn, der dem Soldatentod beigelegt wurde, in die Öffentlichkeit zu tragen und im Bewusstsein zu erhalten.

Die von den Nationalsozialisten angestrebte Volksgemeinschaft ist ohne das idealisierte Vorbild der Frontkameradschaft des Ersten Weltkriegs nicht vorstellbar. Der Gefallenenkult erlebte im nationalsozialistischen Deutschland dann auch seine äußerste Steigerung.

Denkmäler aus der Zeit der Weimarer Republik

Schon Ende 1916 wandte sich der preußische Innenminister an die nachgeordneten Behörden, weil es *„zu seiner Kenntnis gekommen [war], dass schon jetzt in manchen Gegenden Bestrebungen im Gange sind, welche sich auf die Errichtung von großen Denkmälern und Erinnerungszeichen für den jetzigen Krieg richten.“* Derartigen Ansätzen

sei entgegenzutreten, alle Anstrengungen sollten sich zunächst auf die „Erringung des Sieges richten“.

Schon im Jahre 1917 wurden aber vielerorts **Beratungsstellen für Kriegerehrungen** eingerichtet, „in Preußen mit einer beachtlichen Organisation“. („75 Jahre Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge“) und der Landrat des Kreises Herzogtum Lauenburg teilte den Ortspolizeibehörden im März 1917 mit:

“Um das Entstehen unschöner Kriegerdenkmäler oder von sonstigen das Auge verletzenden baulichen Kriegerverehrungen nach Möglichkeit zu verhüten, ist es erforderlich, von den einschlägigen Planungen und Entwürfen rechtzeitig Kenntnis zu erlangen. Ich ersuche daher, mir jeden Entwurf oder dergl. zur Weiterreichung an den Herrn Regierungspräsidenten vorzulegen.“

In Altona war eine „Provinzialberatungsstelle für Kriegerehrung“ geschaffen worden, auf die 1919 im „Amtlichen Kreisblatt“ hingewiesen wurde. Unentgeltlich wurde hier Auskunft erteilt, *„damit unseren toten Helden auch in der Heimat edle Denkmäler erstehen und unnötige Kosten erspart werden“*. – *„Jeder wird aber wünschen, dass dieses Erinnerungsmal zugleich für die Dauer ein würdiges und schönes Denkmal bleibt, das auch zukünftige Geschlechter mit Ehrfurcht erfüllt und erhebend wirkt.“* (Amtl. Kreisblatt Nr. 68 vom 27.12.1919 S. 522)

Die Kieler Geschäftsstelle der Provinzialberatungsstelle organisierte im September 1920 im Thaulow-Museum in Kiel eine Ausstellung über „Kriegerehrungen in Schleswig-Holstein“.

Schon im Februar 1919 (LZ 27.2.1919) war im Flensburger Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung mit dem Titel *„Kriegerehrung*

durch Grabmal und Denkmal“ gezeigt worden. In Lübeck fand im Sommer 1921 eine Ausstellung von Entwürfen für „Kriegerehrenmale“ anlässlich des Reichskriegertages im Schabbelhaus statt (LZ 20.8.1921). Die Ausstellung wurde zusammengestellt vom Leiter der Denkmals-Beratungsstelle des Deutschen Kriegerbundes. Ausdrückliches Ziel der Präsentation war es, „der Geschmacklosigkeit entgegen [zu] wirken, die besonders in kleinen Orten und auf dem Lande die wohlgemeinte und pietätvolle Absicht, die Gefallenen zu ehren, zum Unheil werden lässt, die überall in schablonenmäßigen Monumenten, Steinen, Heldenhainen sich breit macht.“

Diese Beispiele mögen nicht nur ausreichend belegen, wie groß das **öffentliche Interesse an den Kriegerdenkmälern** war, sondern auch, dass **von offizieller Seite** verstärkt versucht wurde, **Einfluss auf die Gestaltung** zu nehmen.

Im **Herzogtum Lauenburg** wurde schon wenige Monate nach der Beendigung des Ersten Weltkriegs in den ersten Gemeinden über die Errichtung von Denkmälern für die Gefallenen des Krieges beraten. Im April 1919 findet sich in der „Lauenburgischen Zeitung“ der Hinweis auf ein Konzert in der St. Georgsberger Kirche, dessen Erlös einem „Ehrendenkmal für die gefallenen Krieger“ zugutekommen sollte.

Der „Lauenburgische Haushaltungskalender“ des Jahres 1922 zählt die bis dahin entstandenen „Kriegerehrungen“ auf: Danach waren **im Jahre 1921 in 22 Gemeinden Denkmäler entstanden, 10 weitere waren im Bau.**

In den Städten und Gemeinden, in denen die Denkmäler nicht an den Orten errichtet worden sind, die traditionell dem Totengedenken gewidmet sind wie Kirchen oder Friedhöfen, sind sie oft an zentralen öffentlichen Plätzen aufgestellt worden. Wer heute durch diese Ortschaften fährt, dem fallen diese Denkmäler zwangsläufig auf.

Daneben finden wir nach dem Ersten Weltkrieg **neue Aufstellungsorte**, die im Gegensatz dazu gerade weit abgelegen gewählt wurden, Plätze, die man wegen ihrer **besonderen landschaftlichen Umgebung als Ort des Gedenkens** auswählte. Der Gedanke der dahinter stand, war der des **Denkmalshain**. Diese Idee geht auf Ernst Moritz Arndt zurück, der 1814, also in der Zeit der Romantik, die Anlage heiliger Haine für die Gefallenen gefordert hatte.

Beispiele: Mölln, Schmilau, Büchen, Mustin, Ratzeburg

Die Gestalter dieser in der Natur gelegenen Gedenkstätten wollten **Anklänge an vorchristliche Weihestätten** schaffen. Die 1928 erschienene Chronik der Stadt Ratzeburg stellt die germanisierenden Bezüge des dortigen Kriegerdenkmals deutlich heraus: *„Draußen auf einem hochgelegenen Felde am Farchauer Ende, abseits vom lärmenden Verkehr, erhebt sich ein Naturdenkmal, das in seiner Anlage und schlichten Größe an germanische Kultstätten erinnert.“*

Dr. Traugott Tamm äußerte sich in der „Lauenburgischen Zeitung“ ebenfalls in diesem Sinne, wenn er den Denkmalsort in Gegensatz zum „Gewühl der Gasse“ und zum „Alltagstreiben der Stadt“ setzt: *„Darum sind wir um ein Vorbild für ein solches Gedenk- und Ehrenmal tiefer in die Vergangenheit unseres Stammes hinab gestiegen, in jene graue*

Vorzeit, da der unbezähmbare Geist der Wikinger, jener alten Seekönige und ihrer Mannen“ herrschte.

Auch Wilhelm Haderer stellt in einem Aufsatz in der „Lauenburgischen Heimat“ diesen Bezug her: *„Der vom Künstler gewollte Eindruck wird heute freilich noch nicht ganz erreicht, denn dazu müssen aus den dünnen Stämmchen erst breit ausladende starke Bäume geworden sein. In dieser erzwungenen Abkehr vom Heute liegt ein wundervoller Ausdruck dessen, dass die, welche den großen Krieg selbst erlebten, ja keines Denkmals als Zeichen der Erinnerung bedürfen, sondern dass sie in dieser Stätte den späteren Geschlechtern ein Zeugnis von dem Leben und Sterben der feldgrauen Brüder geben wollen.“*

Die Bezüge zu einer nicht näher definierten Vorzeit wurden auch durch die Wahl des Einweihungstages – **21. Juni** – unterstrichen. Die Feier fand im Schein von **Sonnenwendfeuern** statt.

Dass diese Überlegung nicht unumstritten war, zeigt das Beispiel Mustin. In der „Lauenburgischen Zeitung“ setzten sich im Herbst 1920 die Leserbriefschreiber heftig über den Ort und die Gestaltung des geplanten Denkmals auseinander. Auf der einen Seite standen diejenigen, die beabsichtigten, *„die alte schöne Sitte unserer Vorväter wieder ein[zuf]ühren und einen schlichten Hügel in der Art des Heidegrabes, ein Ehrenmal für unsere lieben Gefallenen [zu] errichten, in der stillen, wundervollen und herrlichen Natur – in der einsamen Heide, fern vom alltäglichen Getriebe.“* – *„Für die gefallenen Helden kann ihnen [den Hinterbliebenen] nichts zu schön sein, wenn es auch weniger vor Augen liegt und schwerer zu erreichen ist [...] Dort können sie sich inniger dem Gedenken der Toten hingeben, dem Alltäglichen entrückt, in erhabener stimmungsvoller Umgebung.“*

Auf der anderen Seite wurde argumentiert, der in Vorschlag gebrachte Platz sei zu weit vom Ort entfernt und nur „schwer zugänglich“. Es wurde befürchtet, das Ehrenmal können daher zu wenig besucht werden. Die Landbevölkerung brauche keine „Ausflüge“, um schöne Plätze zu besuchen.

Formen

Nicht nur über die über die Aufstellungsorte der Denkmäler wurde nach dem Ersten Weltkrieg debattiert, sondern auch über die **Gestaltung** im Einzelnen. Der „Lauenburgische Haushaltungskalender“ beklagt, *dass „leider viele der Ehrenmale einen geradezu traurigen Tiefstand der Ausdruckskultur unserer Zeit erkennen lassen.“* Als positive Gegenbeispiele gegen diese Zeitströmung wurden die Denkmäler in Ratzeburg, Lüttau, Gr. Grönau, Kasseburg und Grünhof-Tesperhude aufgezählt.

Allein drei dieser besonders hervorgehobenen Denkmäler gingen auf Entwürfe des Darmstädter Architekten **Wilhelm Heilig** zurück, dessen Werke im Kreis Herzogtum Lauenburg in einem Aufsatz der „Lauenburgischen Heimat“ 1927 eingehend gewürdigt wurden.

Das Kasseburger Denkmal etwa weist deutliche Anklänge an das Ansveruskreuz in Einhaus auf.

Von Heilig stammt auch der Entwurf zum Lauenburger Ehrenmal, das im „Lauenburgische Haushaltungskalender“ folgendermaßen beschrieben wird: *„Das Denkmal selbst, eine vierseitige Erdpyramide, von einem wuchtigen Steinkreuz bekrönt, auf der höchsten Erhebung des Hasenberges belegen, zeigt der Stadt zugekehrt ein schlichtes, dem Ganzen fein angepasstes Steingebilde, das als einzigen Schmuck in*

formvollendeter Schrift die Inschrift trägt: ‚Ihren Söhnen, die im Kampfe für Deutschland unbesiegt auf fremder Erde fielen, schuf dies Mal die dankbare Stadt Lauenburg. 1914 /1918.‘ - „Welch himmelweiter Unterschied zwischen diesem schlichten, einfach ergreifenden, in edelster Form gehaltenen Ehrenmal und den bislang beliebten ‚Kriegerdenkmälern‘ und auch mit so manchen leider auch heute aufgeführten Kriegerehrungen selbst in unserem Kreise! Aber gerade, wenn man solch gedankenarme Machwerke immer wieder in Erscheinung treten sieht, dann empfindet man beim Anblick wirklich guter Werke die Notwendigkeit der Hinzuziehung wahrer Künstler bei Lösung der Aufgaben, unseren unvergesslichen Helden eine ihren übermenschlichen Taten würdige Ehrung zu schaffen.“ Der Autor – Johannes Wolff – sieht in dieser Gestaltung eine wesentliche Aussage des Denkmals: *„Das deutsche Volk hat im Weltkriege eine so außergewöhnliche Kraft und Entschlossenheit bewiesen, hat so etwas Außerordentliches, in der Weltgeschichte einzig Dastehendes vollbracht, dass es nimmer verzagen darf. In diesem Sinne haben wir auch unsere Kriegerehrungen zu gestalten, nicht kleinlich, sondern großzügig wuchtig, aus möglichst unvergänglichem Stoff. Die für Lauenburg und Ratzeburg gewählte Gesteinsart ist Muschelkalk aus Königslutter, einer der wetterbeständigsten Steine Deutschlands.“*

Überblickt man die Vielzahl der Denkmäler für die Gefallenen in unserem Kreis so dominiert der Findling oft in Verbindung mit einem **Feldsteinsockel**.

Beispiele: Walksfelde, Lankau, Klinkrade, Bröthen, Brunsmark,

Oder die Denkmäler wurden aus behauenen Feldsteinen aufgemauert und mit einer Tafel versehen:

Beispiele: Siebeneichen, Sierksrade, Krukow

Die Wahl dieses Materials wurde nicht nur dadurch bestimmt, dass Findlinge in unserer Landschaft relativ leicht zu beschaffen waren – es steckte auch eine Aussage in der Wahl des Materials.

Der Lehrer A. Behnke erläutert dies 1922 in einer Broschüre über das „Werden und Entstehen des Ehrenmals für die Kriegsgefallenen der Gemeinde Koberg“:

*„Man entschied sich für etwas Massiges. Da lag in unserer Heimatforst ein alter mächtiger Findling aus deutschen Urzeiten. Der auf einen mächtigen Sockel gebracht, was konnte wohl besser die **urgermanische Heldenkraft eines deutschen Kriegers versinnbildlichen**. Das sollte also der Kern- und Mittelpunkt des Entwurfes sein.“*

Diese bewusste Anknüpfung an vor- und frühgeschichtliche Zeiten war in der Diskussion über die Gestaltung der Denkmäler in diesen Jahren eine weit verbreitete Position. Unter der Überschrift „Gedenkhaine. Eine neue Art von Kriegerdenkmälern“ schreibt ein nicht näher bezeichneter Autor am 12. Januar 1921 in der „Lauenburgischen Zeitung“:

„Veränderte Zeiten verlangen neue Wege [...] Die früheren Büsten, Embleme usw. sind nicht mehr zeitgemäß [...] Es „empfiehlt sich größte Einfachheit und Natürlichkeit. Wenn man will eine niedrige Kirchhofsmauer aus Feldsteinen, im Innern ein paar große Findlingsblöcke, nach Art der alten Hünengräber geschichtet, ein Stein,

in den die Ziffern 1914 und 1918 eingemeißelt sind, vielleicht auch eine Bronzetafel mit den Namen der Gefallenen – aber nichts von alltäglichen Dingen. Gedenkfeiern kann man später, wie es unsere Vorfahren taten, unter den schönen Bäumen im Freien abhalten, man braucht dazu keine künstliche, die Pflege bedürftige Halle.“

Zweiter Weltkrieg

Der Zweite Weltkrieg hatte in einer **vorher nicht gekannten Totalität** auch die Zivilbevölkerung einbezogen.

Die Menschenverluste des Krieges werden mit über 55 Millionen Menschen beziffert. Zu den über 4 Millionen gefallenen und vermissten deutschen Soldaten kamen rund 2,25 Mio. Menschen, die durch Flucht und Vertreibung starben, 500.000 weitere Opfer unter der Zivilbevölkerung und 300.000 aus politisch, rassistischen oder religiösen Gründen Ermordete.

Eine irgendwie geartete positive Sinndeutung wurde dadurch noch schwieriger, dass es sich um einen **Vernichtungskrieg** gehandelt hatte. Der **Zusammenhang zwischen Kriegsgeschehen und Völkermord** war deutlich, auch wenn er von manchen geleugnet wurde und die Diskussion um die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen zum Teil erbittert geführt wurde („Wehrmachtsausstellung“). Letztlich mussten die Versuche einer „**Entnazifizierung**“ **des Krieges** scheitern.

Legitimation oder Identität waren aus dem Krieg weder für die Weimarer Republik und noch viel weniger für die Bundesrepublik Deutschland zu gewinnen.

Es war eigentlich nicht mehr möglich, die Denkmäler auf das Gedenken an die getöteten Soldaten zu reduzieren.

Schon diese Zusammenstellung zeigt, dass sich die Frage stellte, wieweit eine Beschränkung der Namensnennung auf die gefallenen Soldaten der veränderten Realität des Krieges überhaupt noch entsprach. Nach der **Erfahrung des „totalen Krieges“ und der totalen Niederlage** war eine Sinngebung mit Begriffen wie „Heldentum“ oder „Tod für das Vaterland“ offensichtlich verfehlt: *„Nun galt der Kriegstod nicht mehr überwiegend als vorbildlich. Statt des Appells zur Nachfolge trat Trauer in den Vordergrund. Damit geriet die soziale Rolle der Toten als Vorbilder infrage.“* (Lurz 40)

An den Denkmälern, die nach 1945 entstanden, können wir diesen **Wandel** ablesen. Nicht mehr das Kriegserlebnis stand **im Mittelpunkt** der Darstellung, sondern die **Folgen des Krieges**. **Sprachlich** wie **ikonographisch** wird die Veränderung spürbar. Man verzichtete ganz auf heroische Posen und ausgeprägt nationale Symbole, wobei das Eiserne Kreuz auf vielen Denkmälern weiterhin verwendet wurde. Prägend wurden **Motive des Trauerns, Leidens und Tröstens**. Man griff verstärkt wieder auf die christliche Ikonographie zurück – manchmal verfielen die Denkmalsstifter aber auch einfach in **Sprach- und Bildlosigkeit**.

Das Gedenken für alle Opfer von Krieg und Gewalt wurde in den Mittelpunkt gestellt.

Zunächst griffen die **Besatzungsmächte** noch in die Gestaltung der Denkmäler ein.

Die Direktive Nr. 30 des Alliierten Kontrollrates vom 13. Mai 1946 sah vor, dass *„die Planung, der Entwurf, die Errichtung, Aufstellung, Anbringung oder anderweitige Zurschaustellung irgendeines Denkmals [...] welche[s] darauf ziel[t], die deutsche militärische Tradition zu bewahren und am Leben zu halten, den Militarismus wieder aufleben zu lassen oder die Erinnerung an die Nazipartei wach zu halten, oder die so gestaltet sind, dass sie Kriegereignisse verherrlichen, verboten und als ungesetzliche erklärt werden.“*

Als Ausnahmen galten:

„Denkmäler, die lediglich zur Erinnerung der gefallenen Mitglieder regulärer militärischer Organisationen errichtet sind, mit Ausnahme militärähnlicher Organisationen, der SS und Waffen-SS“

[...]

„Im Hinblick auf die Erhaltung der [oben] angedeuteten Denkmäler können bei den architektonischen Entwürfen, Dekorationen und Inschriften solche Veränderungen vorgenommen werden, dass anstößige Charakteristika entfernt werden.“

Zur Beratung in Zweifelsfällen wurden auf den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge verwiesen.

Die meisten der nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Kriegerdenkmäler überstanden die Besatzungszeit nach 1945.

In vielen Gemeinden beschäftigte in den 1950er Jahren die politischen Gremien der Wunsch, auch an die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs zu erinnern. Im Wesentlichen gab es drei Möglichkeiten, Gedenkstätten einzurichten:

Schreiben des Bürgermeisters der Gemeinde Lankau (25.7.1949)

„Wenn auch die Zeit noch nicht da ist, eine Gedenktafel für unsere Gefallenen des 2. Weltkrieges anzubringen, so ist das Ehrenmal doch auch das Heiligtum des Gedächtnisses unserer im Glauben für des Vaterlands Ehre und Zukunft gefallenen Helden von 1939/45. Indem wir Ihr Ehrenmal als Heldenhain pflegen, erfüllen wir eine letzte Dankenspflicht.“ (Amtsarchiv Sandesneben-Nusse Best. I Nr. 405 „Sammelakte / Einzelblätter)

- **Ergänzung**
- **Umgestaltung**
- **Neuerrichtung**

Beispiele:

Schmilau

Poggensee

Wentorf bei Hamburg

Zum namentlichen Gedenken der im Ersten Weltkrieg gefallenen 49 Wentorfer Bürger wurde 1925 ein gewaltiges Ehrenmal am Burgberg errichtet, die erforderlichen Mittel aus allen Teilen der Bevölkerung gespendet. Schon damals war das Denkmal nicht unumstritten. Es gab eine Kontroverse zwischen dem Wentorfer Kriegerverein und der Ortsgruppe der SPD. Die Vertreter der SPD blieben schließlich der Einweihung fern, die ihnen zu „nationalistisch“ angelegt war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden auf dem Denkmal die Jahreszahlen „1939 – 1945“ hinzugefügt. Obwohl von einigen Wentorfern schon damals angeregt wurde, eine Tafel mit den Namen der gefallenen Soldaten anzubringen, scheiterte diese Idee. Erst 2009 wurde sie wieder aufgenommen. Der Spendenaufruf fand große Resonanz, sodass die erforderlichen Mittel in Höhe von 7.000€ rasch aufgebracht werden konnten. Auf einer Bronzetafel sind heute die Namen von 109 Wentorfern zu lesen, die im Zweiten Weltkrieg gefallen sind. Die Einweihung fand unter großer Teilnahme der Wentorfer Bürger statt.

Siebeneichen

Das Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten aus Siebeneichen wurde erst im Jahr 1933 geschaffen. Mit einer Kundgebung der NSDAP wurde es am 26. Mai 1933 eingeweiht. Das Denkmal zeigte deutlich die Zeichen der neuen Zeit. Es war von einem Hakenkreuz gekrönt und trug außerdem eine Tafel mit der Inschrift „Zur nationalen Erhebung dem Reichskanzler Adolf Hitler, 30. Januar 1933“.

Ein ehemaliger serbischer Zwangsarbeiter entfernte kurz nach Kriegsende das Hakenkreuz. Später wurde auch die Weiheinschrift entfernt.

Neue Tafeln mit den Namen der im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten wurden angebracht, ohne das Pathos des Heldengedenkens, sondern nur zur Erinnerung und zur Mahnung für die Nachkommen und Überlebenden.

Angeregt durch die Diskussionen im Rahmen des Projekts „Unbequeme Denkmäler“ wird heute überlegt, das Denkmal so umzugestalten, dass

es auch an die drei auf dem Siebeneichener Friedhof beigesetzten Zwangsarbeiter erinnert.

Börnsen

Die heutige Börnsener Gedenkstätte am Rande der Dalbekschlucht hatte einen Vorgänger. Bis 1971 stand ein „Heldendenkmal“ am eigentlichen Dorfeingang. Auch in Börnsen war das Denkmal erst in den Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft geschaffen worden, im Auftrag des „Deutschen Reichskriegerverbandes Kyffhäuser“. Auf dem gemauerten Quader war unter den Jahreszahlen 1914-1918 und dem Eisernen Kreuz eine Bronzeplatte mit den Namen der 19 Börnsener Gefallenen angebracht. Unter der Platte befand sich, in Sandstein gemeißelt, ein Hakenkreuz. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt das Denkmal die zusätzliche Inschrift „Denen, die nicht heimkehrten. 1939-1945“. Das Hakenkreuz blieb ganz bewusst erhalten und wurde nach heftigen Diskussionen durch den Zusatz erläutert:

1933-1945. Dieses Symbol war Zeichen für Leiden, Verfolgung und Verzweiflung

In dieser neuen Gestaltung wurde das Denkmal 1956 zum Volkstrauertag zu einem Mahnmal umgewidmet. Die Form blieb umstritten, das Denkmal wurde zum „Stein des Anstoßes“, als ein Journalist 1965 eine Pressekampagne gegen das „Börnsener Hakenkreuz“ startete. Erst in ein persönlichen Gespräch mit dem damaligen Bürgermeister überzeugte den Kritiker von den ernsthaften Beweggründen der Börnsener.

Die Gemeindevertretung beschloss dennoch 1969 den Abriss des Denkmals und die Schaffung einer neuen Gedenkstätte an einem weiter

abgelegenen Standort. So steht seit 1971 ein 60 Zentner schwerer Findling in einer kleinen Anlage. Er trägt nur noch die Inschrift „Denen die nicht heimkehrten“, nun ohne Jahreszahlen, zum Gedenken an die Opfer zweier Weltkriege.

Neue Formen – neue Inhalte

Zu den Denkmälern, die vornehmlich an die gefallenen Soldaten erinnern sollen, sind **neue Denkmäler und Gedenkstätten** gekommen. Seit etwa Mitte der 1980er Jahre haben außer den gefallenen Soldaten andere Gruppen von Opfern stärkere Beachtung gefunden – zum Teil sind sie überhaupt erst als Opfer wahrgenommen worden.

Ein paar Beispiele möchte ich abschließend vorstellen:

Geesthacht

Ein **Denkmal für die ermordeten Sinti und Roma** in Geesthacht wurde nach heftigen Auseinandersetzungen im Kirchenvorstand 1985 auf dem Kirchhof der St. Salvatoris-Kirche aufgestellt. Auf dem Stein steht folgender Text:

„Sinti und Roma mussten leiden und sterben. 1933-1945. Sorgt, die ihr im Leben steht, dass einer nun den anderen achte.“ Im Kopf des Denkmals befindet sich eine Kasette, die die Namen von 23 Sinti enthält, Mitglieder einer einzigen Großfamilie aus Schnakenbek.

Schon 1952 hatte ein Vertreter der „Opfer des NS-Regimes“ die Aufstellung einer **Tafel zur Erinnerung an die Opfer der Gewaltherrschaft** beantragt. Als ehemalige Hochburg der KPD standen deren Mitglieder unter besonderer Beobachtung der NSDAP und der

Behörden. Zahlreiche Willkürmaßnahmen und Verhaftungen gegen vermeintliche oder tatsächliche Regimegegner erfolgten besonders in den Jahren 1933, 1938 und 1944. Allein in Zuge der sogenannten „Gewitteraktion“ im August 1944 wurden 23 Männer und vier Frauen verhaftet und in das KZ Neuengamme gebracht.

Erst 33 Jahre später kam die Stadt dem Anliegen nach, das 1952 vorgetragen worden war. Am 8. Mai 1985, zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, weihte die Stadt die hölzerne Tafel im Ratssaal ein. Auf der Tafel stehen Namen der Opfer ohne ihre Parteizugehörigkeit.

Da ist zum Beispiel das Projekt „**Stolpersteine**“ des Künstlers Gunter Demnig. In Ratzeburg wurde ein solcher Stolperstein für **Aenne Raaz** verlegt.

Der Künstler Gunter Demnig hat seit 1996 mehr als 41.000 „Stolpersteine“ in ganz Europa verlegt. Mit diesen Erinnerungszeichen, 96 x 96 mm große Messingplatten, wird aller verfolgten oder ermordeten Opfer des Nationalsozialismus gedacht: Juden, Sinti und Roma, politisch Verfolgter, Zeugen Jehovas, Homosexueller, geistig oder körperlich behinderten Menschen, Zwangsarbeiter oder Deserteure. Letztlich aller Menschen, die unter dem Nationalsozialismus leiden mussten.

Die „Stolpersteine“ werden in der Regel an der letzten bekannten Wohnanschrift in den Bürgersteig eingelassen. Sie geben Auskunft über den Namen der verfolgten bzw. ermordeten Person, das Geburtsjahr, das Jahr der Deportation und das weitere Schicksal.

Angeregt von der Arbeit Gunter Demnigs hatte ein Projektkurs der Lauenburgischen Gelehrtenschule („Die Macht der Zeichen“) bereits im Jahr 2005 vor dem Haus Domstraße 8 in Ratzeburg eine Gedenkplatte

für das Ehepaar Rosenberg im Bürgersteig verlegt, um an die Ermordung dieser jüdischen Mitbürger zu erinnern.

Am 12. August 2013 wurde ein erster „Stolperstein“ durch den Künstler selbst in Ratzeburg gesetzt. Gunter Demnig war an diesem Tag persönlich nach Ratzeburg gekommen, um diesen Stein vor dem Haus Lübecker Straße 19 zu verlegen.

In diesem Haus hatte bis 1945 Aenne Raaz, geb. Borchardt mit ihrer Familie gelebt. Aenne Raaz war jüdischer Abstammung. 1936 war die Familie aus Berlin nach Ratzeburg gezogen, in der Hoffnung, hier vor Verfolgung besser geschützt zu sein. Im Februar 1945 erhielt Aenne Raaz die Nachricht, dass sie deportiert werden sollte. Sie entschied sich für den Freitod und starb am 18. Februar 1945.

Ihr Ehemann, Ewald Raaz, wurde kurz darauf der erste Landrat des Kreises Herzogtum Lauenburg nach dem Zweiten Weltkrieg. Er starb am 11. August 1958 im Alter von 71 Jahren.

Das Schulprojekt fand seinen Abschluss in einer bewegenden Gedenkfeier in der Aula der Gelehrtenschule. Die Schülerinnen und Schüler hatten am 18. Februar 2013, dem Todestag von Aenne Raaz, die Feierstunde vorbereitet. Der Stein konnte während der Feierstunde von den Anwesenden schon in Augenschein genommen werden.

Die Verlegung fand aus terminlichen Gründen ein halbes Jahr später statt. Es war für die am Projekt Beteiligten selbstverständlich, auch an der Verlegung des „Stolpersteins“ teilzunehmen, gemeinsam mit Angehörigen der Familie von Aenne Raaz und Vertretern der Stadt Ratzeburg. Das Projekt ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür, was aus der Zusammenarbeit zwischen den Schulen und den kommunalen Archiven erwachsen kann.

Nicht weniger beeindruckend war für mich die Entstehung der Möllner **Gedenkstätte für die Kinder osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen.**

Fazit

Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten für die Schulen hatte 1992/93 Denkmäler zum Wettbewerbsthema erhoben und die Ausschreibung mit den Schlagworten „Erinnerung – Mahnung – Ärgernis“ überschrieben. Die Resonanz war damals erstaunlich: Die Gegenständlichkeit des Themas reizte offensichtlich viele Teilnehmer.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sich das Thema gerade für Schulprojekte hervorragend eignet. Auch die Veranstaltungsreihe „Unbequeme Denkmäler“ hat gezeigt, dass sich eine intensive Auseinandersetzung mit den Denkmälern vor Ort durchaus lohnt, auch wenn der erste Anschein etwas anderes nahelegt.

Ich hoffe, dass es mir gelungen ist zu zeigen, dass in vielen der Denkmäler, die Krieg und Gewaltherrschaft zum Gegenstand haben, viel mehr Aussage steckt, als man zunächst vermutet. Das betrifft sowohl die Gestaltung wie auch die Umstände ihrer Entstehung.

Die Denkmäler geben tatsächlich Denk-Anstöße, vielfältige Möglichkeiten zur Auseinandersetzung. In der näheren Beschäftigung mit diesen Denkmälern, werden wir an vielem Anstoß nehmen.

Der Versuch einer Sinngebung des Todes der gefallenen Soldaten, die Sprache der Inschriften und ihre Aussage sind uns heute fremd, ja sie machen uns Angst, wenn etwa der Spruch über der Tafel auf dem Röpersberg für die im Jahr 1916 Gefallenen lautet:

„Lebe droben im Licht, o Vaterland, und zähle nicht die Toten, dir ist Liebes nicht eines zu viel gefallen.“

Es ist heute wichtig, sich mit diesen Aussagen auseinanderzusetzen und sie in ihrem zeitgeschichtlichen Kontext zu verstehen. Die Denkmäler sind authentische Objekte ihrer Epoche. Sie sollten nicht entsorgt, sondern als solche erhalten werden. Unser Verständnis des Krieges ist ein völlig anderes. Aber mit dem anderen Anliegen des Denkmals können wir sehr wohl etwas anfangen. Nämlich mit dem Anliegen, eine Stätte der Erinnerung, der Mahnung und der Trauer zu sein.